

gesetz keine Rede sein kann. Zugleich behauptet Davidson, daß die Gründe von Handlungen als deren Ursachen gelten können, so daß die Deutung einer Handlung der Kausalerklärung eines Einzelereignisses gleichkommt. So könnte das Erbe der Weberschen Methodenlehre uns bewahren vor einer Zweiteilung der Geschichts- und Sozialwissenschaften in eine erklärende (naturalistische) und eine verstehende (idealistische) Abteilung.

*Fritz Ringer, Pittsburgh*

Harvey J. Kaye, *The British Marxist Historians. An Introductory Analysis (= Social and Political Theory)*, Polity Press, Cambridge, in association with Basil Blackwell, Oxford 1984, XII, 316 S., Pb., £ 7.95; geb., £ 25.00.

Der vorliegende Band bietet eine recht nützliche Einführung in das Werk von fünf britischen Historikern: Maurice Dobb, Rodney Hilton, Christopher Hill, Eric Hobsbawm und E. P. Thompson, denen Kaye nicht nur zu Recht marxistische Positionen zuschreibt, sondern auch einen kollektiven Beitrag zur Fortentwicklung der Geschichtsschreibung wie auch der marxistischen Theorie. Die Betonung der Gemeinsamkeiten zwischen allen behandelten Autoren bildet zugleich die Hauptthese der Untersuchung. Wie Kaye bereits in seiner Einleitung ausführt, sieht er im Werk der britischen marxistischen Historiker eine theoretische Tradition begründet, die durch den Versuch, jeden ökonomischen Determinismus zu überwinden, gekennzeichnet ist und die Klassenkampfanalyse an die Stelle der Klassenanalyse setzt. Damit widerspricht der Autor jenen Kritikern E. P. Thompsons, die in der durch ihn begründeten Tradition des »culturalism« nicht nur einen theoretischen Bruch mit z. B. von Maurice Dobb vertretenen orthodoxeren Haltungen sehen, sondern diesen zugleich auf das Jahr 1956 datieren. Jedenfalls gehörten die genannten Historiker bis zum Einmarsch der Sowjetunion in Ungarn allesamt der Britischen Kommunistischen Partei an, wo die meisten von ihnen auch in der Historikergruppe der Partei aktiv waren. 1956 nun verließen Thompson, Hill und Hilton die Partei, während Dobb und Hobsbawm ihr weiter angehörten. Während also Kritiker wie Richard Johnson den »humanistic and cultural Marxism« der Thompsonianer geradezu als Antistalinismus interpretieren, meint Kaye, »that while there may have been a change in emphasis from the work of Dobb to the work of his younger colleagues, it is just that, a change not a break.« (S. 21)

Belegen müßten dies die Einzelstudien zu den verschiedenen Autoren. Diese sind sehr unterschiedlich in Umfang und Qualität. Grundsätzlich ist jedoch zu bedauern, daß häufig Zitat und Paraphrase die Textanalyse ersetzen und Kritik meist nur in der Form des Kritikerzitats vorkommt. Zudem geht gelegentlich die thematische Ausweitung auf Kosten der gründlicheren Auseinandersetzung mit den behandelten Autoren. So ist es zwar naheliegend, bei der Auseinandersetzung mit Maurice Dobb die Rolle von dessen »Studies in the Development of Capitalism« in der Debatte um den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus in den Vordergrund zu rücken, doch wird hier das inhaltslose »namedropping« bis Durkheim ausgedehnt, während andererseits Dobbs Arbeiten zum 20. Jahrhundert unerwähnt bleiben. Wenn auch keine erschöpfende Behandlung des Historikers, Ökonomen und Theoretikers Dobb, so bietet dieses Kapitel doch eine übersichtliche Einführung in die »transition debate«, die als Einstieg auch deshalb geeignet ist, weil sie die Kontinuitäten zwischen der in den 1950er Jahren zwischen Dobb, Sweezy und anderen geführten Diskussion mit neueren Kontroversen zwischen Brenner, Wallerstein etc. aufzeigt. Zu den Teilnehmern an der öffentlich geführten Debatte der 1950er Jahre gehörten auch Rodney Hilton und Christopher Hill, denen der Verfasser nur je etwa 30 Seiten widmet. Hiltons wichtigsten Beitrag sieht er in dem Argument, »that feudalism was a »class society« and, furthermore, that the struggle between lords and peasants was the »prime mover« of feudal society.« (S. 72) Seine weiteren Ausführungen machen zwar den für Hilton zentralen politischen Inhalt dieser Auseinandersetzungen deutlich, doch nimmt der Versuch, Hilton in den Forschungsfel-

dern der mittelalterlichen Geschichte und der »peasant studies« zu situieren, breiten Raum ein. Sein eventueller Beitrag zu der in der Einleitung postulierten theoretischen Tradition der »British Marxist Historians« wird so nicht recht deutlich. Dagegen steht die Problematik eines jeden ökonomischen Reduktionismus im Mittelpunkt von Kayes Hill-Portrait, geht es in Christopher Hills Arbeiten doch immer wieder um das Verhältnis zwischen der englischen Revolution als bürgerlicher Revolution und den Wert- und Vorstellungswelten ihrer Trägerschichten. In einer knappen Präsentation bleiben viele Argumente zwangsläufig recht allgemein, wie z. B. Hills Haltung zur Weber-These, die er dahingehend kommentiert, daß »in a society already becoming capitalist, protestantism facilitated the triumph of the new values.« (zit. S. 114)

Mit Eric Hobsbawm wendet sich der Verfasser sodann einem Autor zu, der ungewöhnlich breit gearbeitet hat, wie Kaye meint: »on Workers, Peasants, and World History« (S. 131). Mir scheint dies noch zu eng gefaßt, da Hobsbawms Schriften zur Geschichte des Marxismus oder zu methodologischen Fragen hierunter kaum zu fassen sind. Ohnehin scheint Kaye mit Hobsbawms Arbeiten nicht sonderlich vertraut zu sein. Wenn er schreibt, »he has not written very much labour history since the 1960s« (S. 144), übersieht er eine Vielzahl von Aufsätzen, die inzwischen gesammelt vorliegen (*Workers: Worlds of Labor*, New York, N.Y. 1984). Kayes Überblick über Hobsbawms Werk ist also nicht ohne Lücken. Vielleicht liegt das mit an der Distanz, die der Autor offensichtlich gegenüber Hobsbawm empfindet. Zwar zitiert er unkommentiert eine Äußerung, wonach Hobsbawm »the premier Marxist historian working today« sei, doch ist offensichtlich, daß er Schwierigkeiten mit der vermeintlichen Orthodoxie von dessen Lesart des Marxismus hat. Unverzeihlich scheint für Kaye vor allem das Festhalten an der begrifflichen Unterscheidung von Basis und Überbau. Gleichwohl möchte er Hobsbawm für die von ihm postulierte theoretische Tradition der British Marxist Historians vereinnahmen. Die Wege, die er dazu beschreitet, sind nicht sonderlich überzeugend. Zum einen sieht er Hobsbawm als Verfechter der »class-struggle analysis, pursued from the perspective of history from the bottom up«, der neue Untersuchungsfelder eröffnet habe, zum anderen spricht er ihn vom Vorwurf eines kruden ökonomischen oder gar technologischen Determinismus frei (S. 132). Sollten dies ausreichende Kriterien für die Aufnahme in den Olymp marxistischer Historiker britischer Prägung sein, so scheinen sie nicht sonderlich trennscharf. Zudem wird deutlich, daß Hobsbawm auch nur widerwillig aufgenommen wird: »At the same time, though it should be clear that Hobsbawm is not an economic determinist, he has never made the scholarly breakthroughs on »class formation« that Thompson has, or evidenced the critical sensitivity to »popular« ideas found in Hill's seventeenth-century studies.« (S. 155)

Hobsbawms Hauptfehler scheint für Kaye darin zu bestehen, daß er nicht E. P. Thompson ist, Gegenstand des sechsten Kapitels und Held der gesamten Untersuchung. In diesem mit Abstand längsten Kapitel wird vor allem »The Making of the English Working Class« ausführlich vorgestellt und gefeiert. Weit weniger angemessen werden seine Kritiker präsentiert. Hier geht es Kaye mehr um die Zurückweisung von, als um die Auseinandersetzung mit Kritik. Für eine Einführung ist das wenig hilfreich. Die Weigerung des Verfassers, sich auf eine wirkliche Debatte um Thompsons Klassenbegriff einzulassen, mindert den Nutzen nicht nur dieses Kapitels. Indem er nämlich »class struggle analysis« zum Markenzeichen der British Marxist Historians macht, verkennt er nicht nur als spezifisch britisch, was schlichtweg genuin marxistisch ist, er verdeckt womöglich auch wichtige Unterschiede zwischen den von ihm behandelten Historikern. Wiewohl sie alle als Marxisten die Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen betrachten, ist noch lange nicht ausgemacht, ob für sie alle auch – wie für E. P. Thompson – »class struggle without class« denkbar ist. Nimmt man z. B. Christopher Hills Klassendefinition, die Kaye zitiert, möchte man daran zweifeln: »I think of class as defined by the objective position of its members in relation to the productive process and to other classes.« (zit. S. 126) Es ist schade, daß Kaye diesen Fragen nicht

weiter nachgeht. Für eine tiefergehende Analyse der Arbeiten der von ihm vorgestellten Autoren erweist sich sein Ansatz als zu grob. Letztlich gibt es für Kaye nur (ökonomische) Deterministen und Thompsonianer. Gerechtfertigt wird er damit weder der marxistischen Theorie noch den British Marxist Historians. Es bleibt das Verdienst des Autors, die Frage nach den Gemeinsamkeiten zwischen Dobb, Hilton, Hill, Hobsbawm und Thompson gestellt zu haben, seine Antwort scheint indessen zu undifferenziert, um zu überzeugen.

Friedrich Lenger, Tübingen

R. S. Neale, *Writing Marxist History*. British Society, Economy & Culture since 1700, Basil Blackwell, Oxford 1985, XXII, 319 S., Linson, £ 19.50.

Der Titel des hier anzuzeigenden Buches bedarf der Erläuterung. *Writing Marxist History* ist keine Anleitung, ja nicht einmal ein explizites Programm marxistischer Geschichtsschreibung. Auch bietet der Band keine umfassende Darstellung britischer Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur seit 1700, wie der Untertitel suggerieren könnte. Vielmehr handelt es sich um eine Aufsatzsammlung eines Historikers, der davon ausgeht, »that Marx's concept ›mode of production‹, freed from the technological determinism of vulgar marxism, is a powerful aid in organizing thought about the basic components of all economic systems.« (S. XVIII) Dabei ist es typisch für die Arbeitsweise Neales, daß er auf eine ausführliche theoretische Diskussion des Konzepts, die an neuere Debatten anschließt, ebenso verzichtet wie meist auf eine explizite Verbindung zwischen Konzept und dem behandelten empirischen Material.

Die Themen, die Neale in diesem Band anspricht, reichen von den Kreditbedingungen der primitiven Akkumulation im frühen 18. Jahrhundert bis zu Reflexionen des Autors über seine Teilnahme am Zweiten Weltkrieg in Asien. Zwar gibt es in vielen der hier versammelten Aufsätze Verweise auf Akteure und Themen anderer Kapitel, doch bleiben diese Verbindungen letztlich äußerlich. Hier ist wenig mehr möglich, als einen Inhaltsüberblick über die einzelnen Kapitel zu geben. Nach einer ausführlichen und stark autobiographisch gehaltenen Einleitung zeigt der Verfasser am Beispiel der Kreditfinanzierung der baulichen Expansion in der von ihm bereits früher einmal monographisch behandelten Stadt Bath den Kapitaltransfer aus dem landwirtschaftlichen und kommerziellen Bereich in den städtisch-industriellen Sektor im frühindustriellen England auf. Zeitlich schließt sich daran eine kleine Studie über die fortschreitende Rationalisierung auch des religiösen Diskurses an der Schwelle zum 18. Jahrhundert an, die zu einer schönen Situierung Adam Smith' im Kontext zeitgenössischer Morallehren überleitet. Im vierten Kapitel nimmt Neale die im Anfangskapitel angesprochene Thematik wieder auf, erörtert aber nun weit grundsätzlicher die Bedingungen der primitiven Akkumulation in England. In seinem nützlichen Beitrag zur Übergangsdebatte nimmt er klar Partei für die von Dobb vertretene Position, daß »capitalism and capitalists developed within the rural sector« (S. 76). Stärker als Dobb betont er dabei die Rechtsentwicklung. Den Reigen der Aufsätze zum 18. Jahrhundert beschließt eine hübsche Interpretation von Jane Austens *Mansfield Park*, deren Ansatzpunkt das Zusammenspiel von »property, propriety and alienation« darstellt (S. 88).

Mit den lebhaft, ja nicht selten unterhaltsam geschriebenen Studien zum 18. Jahrhundert, deren Themen die enorme Spannweite der Interessen des Verfassers andeuten, endet in den Augen des Rezensenten der bessere Teil des Buches. Ihm folgen zunächst zwei Aufsätze zur Lebensstandarddebatte und zur Stadtgeschichtsforschung. Auch wenn der erstere »The Poverty of Positivism« überschrieben ist, versteht Neale es nicht hinreichend, die Ebene der bloßen Datenschlacht zu verlassen und die grundlegenden konzeptionellen Fragen anzugehen. Hier bleibt er ebenso deutlich hinter dem inzwischen erreichten Diskussionsstand zurück wie in seinem Beitrag zur neueren Stadtgeschichtsschreibung. Dieser gleicht über weite Strecken einer nur wenig strukturierten Sammelrezension, die außer der Kennzeich-